

Nix für Stubenhocker: Tipps und Termine für den Sonntag **Seite 8/9**

Nix für Tiefflieger: Schlaue Sprüche, Kreuzworträtsel und Sudokus **Seite 13**

Nix für Frostbeulen: Das Wetter der kommenden Tage **Seite 14**

Nix für Popper: Warum der Schriftsteller Christian Kracht kein Pop-Autor ist: **Seite 12**

Nix für Angsthasen: Ein ausgewachsener Grizzly muss bis zu 180 000 Beeren am Tag fressen – alles rund um das Thema Großbären: **Seite 9**

## Lach- und Sachgeschichten

Weltklasse-Clown Peter Shub weiß, wie Humor funktioniert. Er behauptet, dass jeder lernen kann, witzig zu sein. Er coacht auch Manager und Schauspieler der „Schillerstraße“.

VON KIRSTEN SCHIEKIERA

Auf der Bühne steht ein Mann in einem Frack. Er guckt ernst. „Die Motte und die Kerze“, so heißt seine nächste Nummer. Der Mann presst seine Arme an den Oberkörper und beginnt mit den Händen zu rudern, als seien sie kleine Insektenflügel. Zentimeterweise bewegt er sich auf einen Mikrofonständer zu, dann ertönt plötzlich ein lauter Schlagzeug-Tusch. Das Licht erlischt, die Musik verstummt: Die Motte ist tot. Keine halbe Minute hat die Szene gedauert. Das Publikum lacht länger, als der Mann mit den Händen gerudert hat. Wie bringt man Menschen zum Lachen? Wie schafft man es lustig zu sein? Der Mann auf der Bühne heißt Peter Shub und ist ein Weltklasse-Clown.

### DIE GRUNDREGELN

„Humor lebt von Konflikten und von Chaos. Eine perfekte Welt ist alles andere als komisch. Erst in dem Moment, in dem etwas aus der Balance gerät, wird es komisch“, erklärt Peter Shub, während er in der Garderobe bügelt. „Wenn ich ein Hemd bügele und dabei mit dir rede, dann ist das nicht witzig“, fährt er fort. „Wenn ich aber rede und rede und dabei versäume weiterzubügeln, kann das lustig sein!“ Peter Shub schaut verträumt durch den Raum und hält das Bügeleisen einen Moment lang selbstvergessen auf das Hemd, um es anschließend blitzschnell hochzureißen. Mit weit aufgerissenen Augen starrt er erst zweifelnd auf das Hemd, dann auf das Bügeleisen. Alle Umstehenden lachen.

### DIE HUMORSCHULE

Schon als Kind brachte Peter Shub seine Freunde und Mitschüler zum Lachen. „Das ist eine Gabe, die bei den Menschen unterschiedlich ausgeprägt ist. Dass es nicht jeder gut kann, ist mein Vorteil“, sagt Shub. Trotzdem glaubt er, dass jeder lernen kann, witzig zu sein. Neben seiner Bühnenarbeit coacht er Schauspieler der Fernsehserie „Schillerstraße“ und gibt Kurse, in denen Kleinkünstler, aber auch Manager lernen können, witzig zu sein. Warum sollten Bosse öfter mal den Scherzkeks spielen? „Humor ist ein wichtiges soziales Werkzeug“, sagt Peter Shub. „Wenn Du jemanden begrüßt und es schafft, ihn zum Lachen zu bringen, hast du diesen Menschen für dich gewonnen. Diese Fähigkeit können auch Manager gut gebrauchen.“

### DIE HOHE KUNST

Wer witzig sein will, braucht eine gute Beobachtungsgabe, erklärt der Clown. Eine seiner

berühmtesten Nummern ist das Gassgehen mit einer leeren Hundeleine. Immer wieder fällt er dabei fast hin und guckt erstaunt und vorwurfsvoll auf seinen Hund. Die Deutschen und ihre Hundeliebe hätten ihn schon immer fasziniert. „Als Clown musst du herausfinden, welche Regeln in einer Gesellschaft existieren. Nur wenn man diese Regeln bricht, entsteht Komik“, erklärt er weiter. „In unserer Kultur ist es verboten, mit Essen zu spielen. In Filmen und im Zirkus aber ist so etwas erlaubt. Die Leute wollen sehen, wie Clowns Torten werfen, und zahlen dafür eine Menge Geld.“

### DIE HILFSMITTEL

Peter Shub wirft auf der Bühne jedoch weder mit Torten noch trägt er Make-up. Seine Kostüme sind schlicht und unauffällig. „Die rote Nase ist das einfachste Kostüm der Welt. Du setzt sie auf, trittst auf die Bühne und die Leute wissen, was sie erwartet“, sagt Shub. „Allerdings ist es ein Irrglaube, dass diese Maskerade einen zum Clown macht. Das ist so, als würde ich sagen: Ich ziehe Ballettschuhe an, und schon bin ich Ballett-Tänzer.“

### DAS GEHEIMNIS

Als Clown trägt Peter Shub auf der Bühne einen ernsten Gesichtsausdruck. Seine Bewegungen und Posen werden von einer leichten Melancholie umweht. „Eine Show, bei der ein Witz nach dem anderen gerissen wird, wäre langweilig. Man braucht auch traurige oder sentimentale Momente“, findet er. In einer Szene hängt Peter Shub in einem Garderobenständer. Sein Kopf und sein Hals versinken in einem Trenchcoat. Dann greift er mit der rechten Hand nach seinem Haarschopf und hebt seinen Kopf aus dem Kragen. Diese Bewegung erfordert eine enorme Körperbeherrschung und sieht irre aus. Aber nicht allein deshalb lachen die Leute. Es geht um mehr. Wer hat sich nicht selbst schon einmal, wie es so schön heißt, an den eigenen Haaren aus dem Sumpf gezogen? Oder es zumindest probiert?

### DAS PUBLIKUM

Ein Witz hinterlässt nicht in jeder Runde dieselbe Wirkung. Die Reaktion des Publikums kann von einem Tag auf den anderen unterschiedlich ausfallen. „Ein Auftritt ist wie ein Date.“

Du kannst dich jeden Abend mit einem anderen Mann treffen und jedem das Gleiche erzählen. Der eine wird dich faszinierend finden und lieben, der nächste findet dich langweilig“, glaubt Shub. Seit 25 Jahren lebt er in Deutschland, hier hatte er genug Zeit, die Menschen zu beobachten und ihre Marotten zu studieren. Deutsch spricht er, von wenigen Vokabeln abgesehen, trotzdem nicht. „So etwas kann sich nur ein verrückter Mensch oder ein Clown erlauben. Ich bin beides.“

### Peter Shub

ist 1957 in Philadelphia geboren, verbrachte seine Kindheit in New York, studierte Soziologie in Philadelphia. Nach dem Studium packte er die Koffer, landete in Paris und besuchte dort eine Schauspielerschule. Jetzt geht er mit anderen großen Clowns – nämlich mit Oleg Popov, David Shiner, René Bazinet und Avner Eisenberg – auf Tour. Das Motto: „Lachen machen – Die Könige der Clowns!“ Die Tour startet am 1. Mai im Stuttgarter Hegel-Saal. Weitere Termine unter [www.deag.de](http://www.deag.de). Karten an allen bekannten Vorverkaufsstellen.

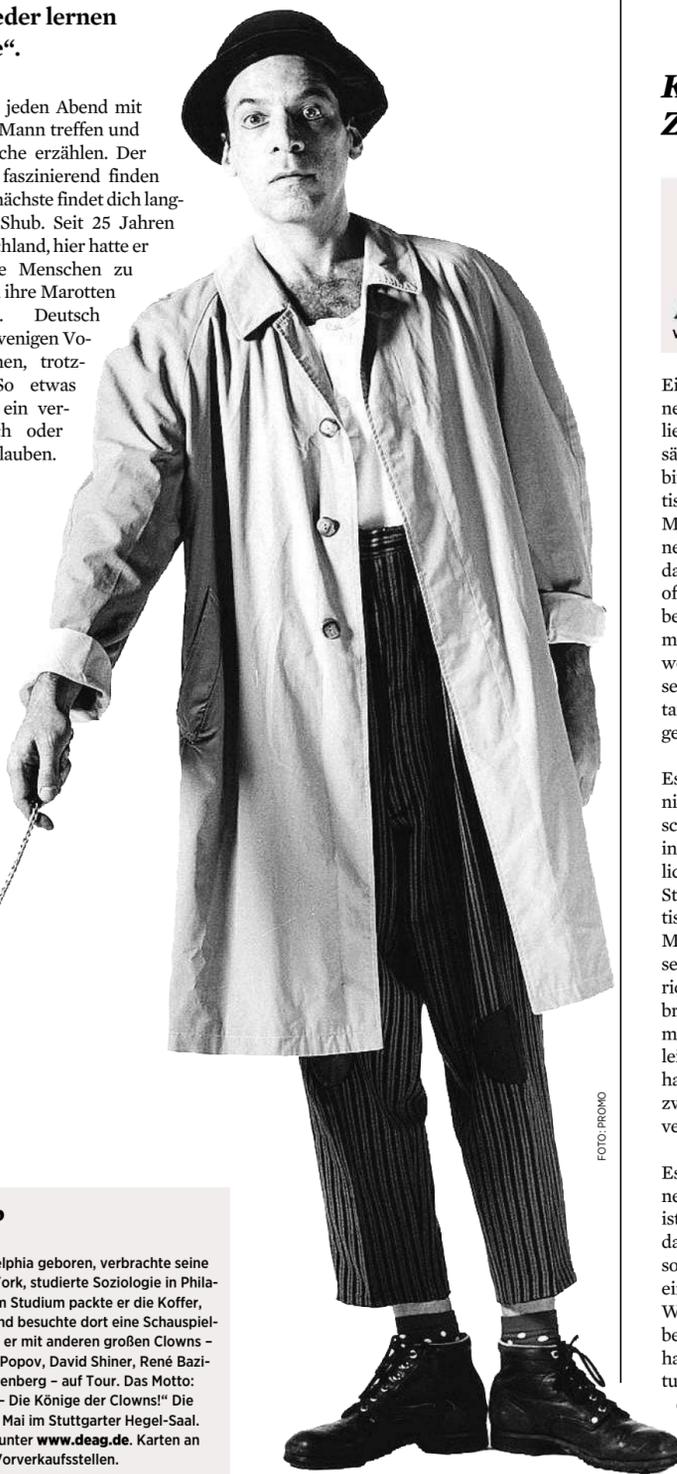


FOTO: PRONO

### GENUSS-SACHE

Mit Geschmack durchs Leben

### Kalt gestellte Zuckerpuppen



VON ANJA WASSERBACH

Ein Bekannter hat ein Catering-Unternehmen, und er behauptet: Frauen essen lieber Desserts. Bei den Hauptgerichten säuseln sie: „Danke, danke, reicht. Bitte, bitte nur die Hälfte.“ Um dann am Nachtisch-Tisch so richtig zuzulangen: Mousse, Tarte, Früchtchen, Schokobrunnen. Das ganze Programm. Steile These, dachte ich mir. Ich bin eine, die diese inoffizielle Statistik widerlegt. Ich esse lieber Deftiges und Desserts nur in Ausnahmefällen: a) wenn ich überraschenderweise noch Hunger habe. b) wenn es das sehr gute Menü in einem sehr guten Restaurant so vorsieht c) wenn sich die Gastgeber viel Mühe gegeben haben.

Es ist keineswegs so, dass mir Desserts nicht schmecken. Ich bin nur meistens schon satt. Klar, die Damen und Herren in der Patisserie sind die Stars, die eigentlich auf den roten Teppich gehören. Kein Sterne-Koch wird ohne versierten Nachtisch-Profi ausgezeichnet. Meine These: Männer sind bei Desserts eigentlich besser, weil man dafür viel Werkzeug – also richtige Tools – wie zum Beispiel Gasbrenner für Crème brûlée braucht. In meinem kulinarischen Alltag aber, der leider oft auch schnöde und einfach ist, haben Gasbrenner und Dinge, die man zwölf Stunden kalt stellen muss, nichts verloren.

Es gibt jedoch auch Ausnahmen von meinem Desserthass. Himbeertraum etwa ist der Nachtisch für alle Fälle, weil man das weder backen noch kochen muss, sondern nur gefrorene Früchte unter eine Sahne-Joghurt-Mischung geben. Was auch noch geht: Schneeballen nach bessarabischem Rezept meiner Oma. Das hat wahrscheinlich viel mit Nostalgie zu tun. Ansonsten tut's für mich Käse. Oder ein Espresso. Oder ein Schnaps. Der soll ja gar nichts helfen, sagte man mir neulich. Das aber ist eine andere Geschichte.

## Dicker Kerl mit Möhre

Früher war der Schneemann ein Kinderschreck. Heute lächelt er von Topflappen und Kondomen in die Welt. Eine kurze Geschichte des Schneemanns.

VON OLIVER ZELT

Richard II. hatte einen eiskalten Wunsch. „Oh, wär' ich ein gekrönter Schneemann doch“, seufzt der Mann mit der englischen Krone auf dem Kopf, „und stünde vor der Sonne Bolingbrokes, um mich in Wassertropfen wegzuschmelzen.“ Ein Drama für Richard in einem Drama von Shakespeare. Der König kuschelt vor seinem Thronfolger Bolingbroke, später besser bekannt als Henry IV., und möchte zerfließen. Die Tragödie um den

Herrscher und seinen Herausforderer gilt Historikern als Beweis, schon 1590 muss es Schneemänner gegeben haben. Ob die damals allerdings aus drei weißen Kugeln bestanden, mit schwarzem Hut und schwarzen Kohlen vor der Brust, sei eher unwahrscheinlich, sind sich die meisten Forscher einig.

Der Schneemann galt lange Zeit als grimmiger Geselle. Dunkel war es, der Mond schien helle, und in den mehr oder weniger warmen Stuben starrten Vater, Mutter und Kinder meist angstvoll in die kalte Nacht. Der Schneemann war damals wohl mehr Symbol für winterlichen Schrecken.

Fast 200 Jahre nach Shakespeares Königsdrama liefert der polnische Kupferstecher Daniel Chodowiecki endlich das lang erwartete Bild. Vier Bengel bewerfen einen riesigen Schneemann. Der Kerl, an eine Mauer gelehnt, sieht wie das weiße Ebenbild eines arroganten Menschen aus. Breitbeinig, mit ver-

schränkten Armen, langer Nase und Hut, alles aus Schnee. Ein Stock steckt in seiner Hüfte. Wohl, um „die vergänglichen Kunstwerke zu stabilisieren“, vermutet Schneemannforscher Cornelius Grätz.

Wenig später, die Romantik löste das Rokoko ab, wurde der winterkalte Wicht langsam zum Liebling der Kinder. Auf Bücherseiten posierten Mädchen und Jungen immer öfter in possierlicher Garderobe, gerne auch mal mit Matrosenkragen, neben dem nun knuddeligen Winterwesen. Nur selten taucht der Bursche mit dem dicken Wanst jetzt als angsteinflößende Gestalt auf. „Seht, da steht er, unser Schneemann“, dichtete 1843 August Heinrich von Fallersleben. „Schaut ihm in die schwarzen Augen! Wird euch da nicht bange?“ Die schwarzen Augen aus Kohlestückchen sind bis heute ein Rätsel für die Gemeinde der Geschichtsforscher. Warum gerade Brikettreste im Gesicht und eine

Möhre als Nase? Offenbar hatten selbst die Ärmsten im Winter ein paar Kohlenbrocken übrig, um dem frostigen Familienmitglied ein freundliches Antlitz zu geben. In den nächsten Jahrzehnten erschien der Winter für viele nicht mehr nur entbehrungsreich. Vor allem die Kleinen entdeckten Spiel und Spaß im Schnee. Wie selbstverständlich gehört nun der Schneemann zum winterlichen Trubel dazu. Am Ende des 19. Jahrhunderts wird der vermeintliche Miesepeter „rasch zum Kinderfreund und sympathischen Wintersymbol“, sagt Cornelius Grätz. Und bleibt doch ein Mannsbild. Logisch, findet Grätz. Die Gesellschaft war „zu prude, um weibliche Rundungen zu zeigen“.

Cornelius Grätz ist so etwas wie der Ober-schneemannbeauftragte. Zu Hause in Reutlingen lagern in Kisten über 3000 verschiedene Schneemänner. Als Teenager bekam Grätz einen Marzipan-Schneemann geschenkt, den

„ich partout nicht essen wollte“. Der Beginn seiner Galerie. Es gibt sie wenige Millimeter klein und über drei Meter groß. Aus Holz, Gummi oder Plüsch. Auf Krawattenklammern, Unterwäsche oder Kondomen.

Der Schneemann ist längst ein weltweit bekanntes Topmodel. Ganz ohne Diätwahn. „Seine runden Formen“, ist sich Cornelius Grätz sicher, „machen ihn sympathisch.“ Im Vergleich zu anderen Winterfiguren habe er außerdem „keinen religiösen Hintergrund“. Deshalb macht sich der Drei-Kugel-Typ sogar auf Kondomen dick, während Nikolaus dort eher seltener zu finden sind. Werbeagenturen haben ihren Spaß. So lacht der freundliche Frostling von Bademanteln, Bierdeckeln oder Bettwäsche, auf Topflappen, Toilettenpapier oder Taschentüchern. Ist Kerzenhalter und selbst Kerze. Und eine Tuchfabrik bietet nun den Winterhelden als putziges Grinsmännchen auf einem Strandlaken an.